

Helene Bracht: „Irma tanzt“

Spurensuche im Leben der Mutter

Von Marie Schoeß

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 07.09.2026

Wie erzählt man vom Leben einer Frau, der man ungeheuer nah war? Die man liebte, für die man sich gleichzeitig schämte und die einem immer Rätsel aufgab? Helene Bracht gibt in ihrem Essay eine berührende Antwort.

Dieses Buch ist kein gewöhnliches Erinnerungsbuch, hier rekonstruiert nicht bloß eine Schriftstellerin das Leben ihrer verstorbenen Mutter. Helene Bracht erinnert sich in „Irma tanzt“ an sich selbst. Noch keine 30 Jahre alt, mitten in einem Lebensumbruch, muss sie von ihrer Mutter Irma Abschied nehmen. Diese Perspektive – die der jungen Erwachsenen – bringt die über 70-Jährige mit ihrer heutigen Sicht auf die Mutter ins Gespräch. Die Erinnerungsarbeit ist also eine doppelte: Welche Fragen trieben die Tochter damals um, als sie auf das Leben der Mutter zurückschaute, welche sind es heute? Und was verraten die blinden Flecken von damals über die Autorin, aber auch über das Leben der Mutter und das komplexe Verhältnis der beiden?

„Das Gefühl von Scham und Peinlichkeit durchzog mein Verhältnis zu ihr, solange ich denken konnte. Die gesamte Palette ihrer Gefühlsäußerungen erschien mir unkultiviert, zu viel, zu groß, zu plump. Ihre Küsse waren zu nass, ihre Umarmungen zu fest, ihr Lachen zu laut, ihre Begeisterung zu aufgeregt, ihr Zorn zu donnernd.“

Helene Bracht

Irma tanzt

Hanser Verlag

192 Seiten

23,00 Euro

Familienkonflikte, Generationenkonflikte

Helene Bracht geht einem ganzen Reigen an Gefühlen auf den Grund, die diese Beziehung prägten. In der Distanz werden dann größere Muster sichtbar. Denn Mutter wie Tochter handeln nicht bloß individuell, beide sind Vertreterinnen einer Generation. Die Mutter: kriegserfahren, immer am Schuffen und gezeichnet von ihrer Herkunft als uneheliches Kind, das die ersten Lebensjahre im Heim aufwächst.

Ihr Schicksal, auch die Härte ihres Mannes nimmt Irma so schulterzuckend wie unterwürfig hin, was wiederum die Tochter, die einer ganz anderen Frauengeneration angehört, gegen die Mutter aufbringt. Davon – von Wut und Ablehnung – erzählt dieses Buch ebenso offen wie von der gegenseitigen Zuneigung, der Freude für das Glück der jeweils anderen.

Späte Liebe

Bei Irma ist es ein spätes Glück: Der Patriarch im Haus, Helene Brachts Vater, ist gestorben, als Irma zum ersten Mal Lust empfindet und eine – so schreibt es die Tochter – rasante Liebesgeschichte erlebt. Denn ihr wird alles ganz freimütig berichtet, auch die erste Begegnung. Klassischer Stoff für Liebesromane ist das, den Helene Bracht mit feinem Humor in ihr Buch aufnimmt: Die beiden alten Verliebten sind Nachbarn, sie zu Gast auf seinem Sofa, zwischen ihnen ein Sicherheitsabstand. Aber es läuft Musik und – Schallplatte für Schallplatte – bewegen sich die beiden aufeinander zu.

„So verringerten sich die zweieinhalb Sofameter des Abstands voneinander Mal für Mal um genau zwei Handbreit, eine von links und eine von rechts. Da wurde genau aufgepasst, dass das Näherrücken nicht etwa von einer Seite schneller ging als von der anderen. Viele Opern und Oratorien später also, es mag der erste Schnee schon in der Luft gelegen haben, kamen die beiden auf diese Weise endlich nebeneinander in der Mitte der zur Verfügung stehenden Sitzfläche an. Und dann brauchte es noch einmal einige Kammerkonzerte und vielleicht auch eine Kunstliedersammlung, bis sie einander an den Händen hielten beim Musikhören.“

Die große Kunst dieser Autorin – das zeigte sich schon in ihrem ersten Buch – liegt darin, mit großer Eleganz, fast schon beiläufig von gewichtigen Lebensfragen zu erzählen. Anekdotisches nicht auszusparen, aber psychologisch geschult und philosophisch beschlagen nie darin zu verweilen.

Spurensuche in jeder Generation

Eine Erkenntnis, die sich auf diesem Weg einstellt, ist diese hier: Auch für Irmas Identität ist die Mutter die entscheidende Größe. Eine Schauspielerin, die bei der Geburt der Tochter gestorben, also ein Leben lang abwesend ist, und für Irma dennoch zum Fluchtpunkt wird. Nicht bloß als Kind, auch noch in den Träumen, kurz vor dem eigenen Tod:

„Da hatte meine alte Mutter also eine furchtbare Angst vor Figuren aus ihrer frühen Kindheit – es war schwer, das zu verkraften. Schwerer noch wurde es dadurch, dass sie nach einer Weile im Fieber plötzlich begann, Mama zu rufen, flehentlich, spürbar in großer Not: ‚Mama, hilf mir‘, immer wieder [...]. Das war schockierend und absurd, denn es hatte in ihrem Leben definitiv niemals eine Person gegeben, die sie Mama genannt hatte. Wen also meinte sie?“

Helene Bracht will sich einfühlen – in die Mutter und ins eigene junge Ich. Und immer wieder gelingt das – unbeschreiblich, die Seiten, auf denen sich Bracht die eigene Mutter als Baby vorstellt und plötzlich kleine Szenen vor Augen hat. Den Alltag eines Säuglings im Heim, die fehlenden Berührungen auf der Haut, die Professionalität aller Nähe. Und doch prägt dieses Buch gerade die Achtung vor den Grenzen der Einfühlung: Helene Bracht ist eine tastend Schreibende, keine, die suggeriert, es sei ein Kinderspiel, in die Haut eines anderen Menschen zu schlüpfen. Sie weiß, was große Literatur immer schon wusste: Einfühlen gelingt nie ganz – immer bleibt da ein Abstand, den man literarisch umkreisen, aber nie füllen sollte.